

Festschrift

für Christoph Kardinal Schönborn

Erzbischof von Wien

*aus Anlaß des 20. Jahrestages*

*seiner Bischofsweihe*

„...mit allem Freimut,  
ungehindert...“ (Lk 28,31)

Überlegungen und Reflexionen zur Christus-Verkündigung  
im Wandel der Zeit.

Herausgegeben von  
Andrea GEIGER, Elisabeth MAIER und Günter SPÄNNER  
Redaktion: Elisabeth MAIER

## Die Kriminalisierung der Missionsgeschichte

Seit etwa 50 Jahren steigt die Tendenz, auch unter katholischen Theologen, jene Bereiche der Kirchengeschichte in den Vordergrund der Forschung zu stellen, in denen Gewalt, politisches Kalkül, geistige Intoleranz, Diskriminierung und – kürzlich in einem besonders tragischen Umfang – sexueller Missbrauch vorkommen. Im Gespräch mit nicht mehr praktizierenden Katholiken wird dieser kirchengeschichtliche Diskurs als Grund dafür zitiert, warum die Menschen sich nicht mehr mit der Kirche identifizieren. „Zwangskonversionen“, „Ausbeutung unterentwickelter Völker“, „Kreuzzüge“ und „Frauendiskriminierung“ werden dabei als Schlagwörter genannt, wenn auch meist kein substantieller Austausch über diese Vorwürfe zustande kommt. Wie schon oft in der Entwicklung der Kirchengeschichte als wissenschaftliches Fach mutiert sie zum Streitstoff der Polemiker, wobei es den Streitführenden eigentlich um andere Themen geht. So wie viel Forschung über Renaissance-Päpste unmittelbar nach der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit (1870) getrieben wurde, um die Sünden vieler Päpste zu beleuchten, so werden heute die Verfehlungen von Klerikern und Missionaren beleuchtet, um den gegenwärtigen Abschied von der christlichen Moral in der säkularen Gesellschaft zu rechtfertigen. Dabei wird ein tragischer Denkfehler übersehen: Der moralische Anspruch, mit dem wir unmoralisches Verhalten anprangern, ist nur deswegen möglich, weil die Botschaft des Christentums *erfolgreich* verbreitet worden ist. Nur eine christlich geprägte Gesellschaft ist in der Lage, über die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte enttäuscht zu sein. Das Sündhafte in der Kirchengeschichte betrübt uns zwar und soll nicht verschönert werden. Dennoch sollte der mündige Christ in der Lage sein, mit der Tatsache der Sündhaftigkeit aller Christen realistisch umzugehen, vor allem weil er oder sie weiß, dass, wo die Sünde mächtig geworden ist, die Gnade noch viel mächtiger ist.<sup>1</sup> In diesem Beitrag möchte ich einige kleine Perspektivenverschiebungen vorschlagen, um so die christliche Missionsgeschichte in ein sachgerechtes Licht zu rücken.

Der polemische Zugang zur Kirchengeschichte wurzelt in ihrer Entwicklung als theologische Disziplin der Neuzeit. Das Kirchenbild des Martin Luther war von einer Abfalltheorie geprägt: Die Kirche, wie sie von Gott intendiert war, ist durch Papsttum und Scholastik entstellt worden, so war Luthers These, und die „protestantischen“ Kirchenhistoriker haben die Aufgabe, einerseits die reformatorischen Züge der Urkirche zu beleuchten und andererseits die „katholischen“ Verfallserscheinungen zu dokumentieren.

Das Bedauerliche an diesem Zugang ist seine Kurzsichtigkeit und Distanz von den biblisch-ekklesiologischen Zeugnissen, die am Anfang der Kirchengeschichte stehen. Die Apostelgeschichte, die Episteln des Neuen Testaments – dort finden

die Kirche gegen die Sünde in den eigenen Reihen kämpfen. Petrus, der Verräter des Herrn, gibt dem Papstamt eine unverkennbare theologisch-paradoxe Tiefe. Von Geiz und Habsucht in der Gemeinde ist die Rede<sup>2</sup>, und von fragwürdigen Geschäften, Ehebruch, Prostitution, Homosexualität, Alkoholexzessen, Götzendienst gibt uns Paulus genügend Belege.<sup>3</sup> Da klingt uns die schlichte und überzeugende Behauptung des Ersten Johannesbriefes im Ohr: „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrogen wir uns selbst.“<sup>4</sup>

Die Vorliebe unserer Zeit für das Aufdecken der Fehler und Sünden von Amtsträgern in der Kirchengeschichte hängt vielleicht damit zusammen, dass der Aspekt der barmherzigen Sündenverzeihung bei kirchlich Fernstehenden zu wenig bekannt ist. Das ganze Charisma des Petrusamtes kommt aus dieser Barmherzigkeit. Das Charisma wurde erschlossen, als Petrus verstand, dass er trotz seines Versagens zum Hirten der Gemeinde bestellt war. Er wird seinen Verrat an Christus, so dürfen wir annehmen, nicht wiederholt haben. In der Nichtwiederholung bzw. Wiederholung des Fehlverhaltens liegt für uns ein Schlüssel zur gläubig-betriebenen Kirchengeschichtsschreibung. So schrecklich das Gedenken an seinen Verrat für Petrus gewesen sein muss; Verrat war trotzdem nicht das letzte Wort, er konnte das Werk Jesu nicht zerstören. Gerade das hat sich in der Kirchengeschichte häufig wiederholt. Die Sünde verletzt Menschen und verursacht großen Schaden, aber sie siegt nicht über die Wahrheit und Faktizität der Auferstehung. Die Kirche ist unzerstörbar. Das wird angesichts der Schwäche ihrer Mitglieder umso staunenswerter. Über die ausgeprägte Anfälligkeit einzelner Christen für Sünden sollte also keine Debatte mehr notwendig sein. Als Christ darf man mit Bedauern, doch auch mit einer inneren Freiheit bejahen, dass man zwar die Sünde kennt, ihr aber nicht unterlegen ist oder sein muss. Mit dieser Erkenntnis ist der Löwenanteil der Vorwürfe von KriminalhistorikerInnen bereits entmachtet.

Trotzdem gibt es gewisse Bereiche der Kirchengeschichte, die uns als Katholiken dazu verpflichten, Rechenschaft über die Schattenseiten abzulegen: Das betrifft die Missionsgeschichte in einem besonderen Ausmaß. Es gibt zum Beispiel Epochen, in denen das Christentum mit militärischer Begleitung und Gewalt verbreitet wurde und Gebiete, in denen wirtschaftliche Interessen durch die Arbeit von Missionaren profitabler gemacht wurden. Hier muss es nicht zwingend zu moralischen Problemen gekommen sein, aber die Wahrscheinlichkeit eines Fehlverhaltens ist gegeben. Wir wollen zwei Beispiele aus der Missionsgeschichte vergleichen, um derzeit geläufige Vorwürfe gegenüber kirchlichem Verhalten besser zu entgegnen.

## Zwei kontroverielle Beispiele

Unser erstes Beispiel sind die Sachsenkriege, die Karl der Große führte und die mit der Gründung geschichtlich wichtiger Bistümer endeten. In gegenwärtigen kritischen Darstellungen der Missionsgeschichte erscheinen die Sachsenkriege als blutige Zwangsbekehrung. Vor 50 Jahren wurden sie noch als grundlegendes Fundament der deutschen Bistumsstruktur verstanden. „Karl errichtete die Bistümer: Osnabrück, Münster, Bremen, Verden, Minden, Paderborn, Halberstadt und Hildesheim. Ludwig der Fromme vereinigte 834 die neuen Bistümer zu einem kirchlichen Verband, dem Erzbistum Bremen. Die Bekehrung der Reste der Friesen wurde abgeschlossen durch Gregor von Utrecht, Alberich, Lebuin, Willehad und Liudger.“<sup>5</sup> So fasst ein katholischer Missionsatlas aus dem Jahr 1932 zusammen. Ein kirchengeschichtliches Lehrbuch aus dem Jahr 1955 verfährt ebenso mit dieser Sichtweise, der Abschnitt trägt die Überschrift „Wie verlief die Bekehrung der Sachsen?“<sup>6</sup> Bistumsgrenzen und Verwaltungsstruktur stehen im Vordergrund; KriminalhistorikerInnen fällt dabei auf, dass die Rolle von Zwang beziehungsweise militärischer Gewalt wenig thematisiert wird.

Die jüngste Missionswissenschaft versteht die Sachsenkriege als wichtigen Konflikt in einem christlichen Entwicklungsprozess. Dabei ist die Korrespondenz zwischen Alkuin und Karl dem Großen ein wesentlicher Teil des ideengeschichtlichen Momentes. Das betrübliche Kriegereignis wird nicht verschönert, dennoch als trauriges Faktum der Menschheitsgeschichte verstanden. Die Wissenschaftlerin Ilaria Morali sieht im Gedankenaustausch mit Alkuin einen Anlass für eine theologische Reflexion über Mission.<sup>7</sup>

Die kritischen Briefe des Hoftheologen an den Kaiser erschließen einen Einblick in den Themenkreis Glaubensverbreitung und Konversion. Nach Alkuin sollen die Vertreter des Christentums *praedicatores non praedatores* sein. Über das Wirken des Missionars hinaus ist es die göttliche Gnade, die wirken muss, wenn wahre Bekehrung stattfinden soll. Dabei ist für Alkuin die Innerlichkeit des missionierenden Menschen ausschlaggebend. In diesem und ähnlichen Gedankengängen verursachte die gescheiterte Sachsenmission eine Reflexion und brachte das Christentum einen Schritt weiter auf dem Weg zur gereiften Weltreligion.<sup>8</sup> Die Sachsenkriege waren freilich nicht der letzte Fehltritt eines christlichen Herrschers in seinem Bemühen, andere Völker für den Glauben an Christus zu gewinnen.

Verfehlungen müssen anerkannt werden; sie sind unumgänglich und werden auch nie völlig überwunden sein, aber man darf sie auch nicht überbewerten und auf

Kosten der Wahrheit großschreiben. Kirchenhistorikerinnen unserer Tage bemühen sich, ein breiteres Blickfeld ins Visier zu nehmen. Das verlangt erstens eine Distanzierung von der überspitzt betriebenen Personengeschichte. Es waren nicht ausschließlich Heilige und auch nicht ausschließlich Sünder, die in der Missionsgeschichte wirkten. Ohne Zusammenarbeit mit Kolonialmächten hätte Mission fast nirgends gelingen können. „Die Bekehrung der Sachsen“ ist auch kein geschichtlicher Moment, kein linearer Prozess, denn der apostolische *Erfolg* ist dabei schwer zu bewerten. Kulturelle und soziale Leistungen der Missionare müssten betrachtet werden, wie auch die Veränderungen rechtlicher und wirtschaftlicher Strukturen, die meist mit der Verbreitung des Christentums verknüpft sind.

Der Ton der moralischen Empörung, der bei Kriminalhistorikern wie Karlheinz Deschner<sup>9</sup> anzutreffen ist, bezieht sich interessanterweise nicht auf die teilweise sehr grausamen Sitten, die in einer jeweiligen Kultur vor der Christianisierung herrschten. Der germanische Wotanskult, zum Beispiel, ist von Gewalt und Götzenbildern geprägt. Vom römischen Kaiserkult bis in die Esoterik der Gegenwart waren und sind die Menschen von dämonischen Mächten bedroht. Die tiefe christliche Überzeugung, begründet durch eine Reihe von Stellen im Neuen Testament<sup>10</sup>, ist, dass der Götzendienst und damit verbundene Laster nur durch Christus befreit werden können. Das ist ein Hauptmotiv der christlichen Mission.<sup>11</sup> Diese Perspektive bringt eine Dringlichkeit mit sich, die Völker aus der Finsternis von Witwenverbrennungen, Abtreibung und ähnlichem zu befreien sucht und statt dessen ein Reich der Menschenrechte durch die Christus-Botschaft aufrichten will. Wenn der Römerbrief davon spricht, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt<sup>12</sup>, spricht er von Schmerzen und Konflikten, vom traumatischen Übergang aus der Finsternis der Vorzeit in das Licht Christi. Jede Bekehrungsgeschichte, sei sie individuell oder auf eine ganze Kultur bezogen, hat etwas von diesem Geburtskampf.

In einer seiner jüngsten Publikationen stellt Arnold Angenendt die Gewalt der Sachsenkriege vor den großen Rahmen der christlichen Akkulturation der Germanen und fragt: „Wie anders hätte man Religionsgruppen, welche die Götterwelt jeweils nach Kriegs- und Siegesstärke einschätzten, bekehren sollen?“<sup>13</sup> Er zitiert Historiker, die die deutsche Entwicklung zur Hauptkulturträgerin des Abendlandes über ein Jahrtausend hinweg auf die Einsetzung jener Gewalt bei den Sachsen zurückführen. Angenendt erinnert schließlich daran, dass die christliche Missionierung eines Landes erhebliche kulturelle und intellektuelle Vorteile bringt: Mit den Mönchen

<sup>9</sup> Karlheinz DESCHNER, *Kriminalgeschichte des Christentums*. 10 Bde, Reinbek 1994-2009.

<sup>10</sup> 1Kor 5,9f.; 6,9f.; Gal 5,20f.; 1Petr 4,3; Offb 21,8; 22,15.

<sup>11</sup> C. S. LEWIS, *Götzenbild im Neuen Testament*, in: Helmut BURKHARDT - Fritz GRÜNZWEIG -

begann die Bildungsgeschichte in einem ganz neuen Register. Die Grammatik wurde entdeckt, was für das intellektuelle Vermögen wesentliche Fortschritte erst ermöglicht. Fragen wir uns selbst: Darf man als Christ nicht der Meinung sein, dass die Ankunft des christlichen Gedankengutes in einem Volk das Beste ist, was einem Land passieren könnte?

Als zweites Beispiel wenden wir uns der Mission im kolonialen Amerika zu. Kommentatoren der letzten Jahrzehnte haben, von der Befreiungstheologie dazu animiert, katholische Mission in diesem Gebiet als profitbringendes Unternehmen europäischer Herrscher dargestellt. Als Kontrast dazu wenden wir uns zunächst wieder unserem Atlas aus dem Jahr 1932 zu. Er leitet diesen Abschnitt der Missionsgeschichte mit der klassischen Betonung des hochherzigen Missionaren ein, der in der Nachfolge der frühen Märtyrer sein Leben geben will. „Auf den Entdeckerfahrten von Soto und Narvaez (1527–1528) verloren bereits 15 Missionare ihr Leben.“<sup>14</sup> Der Bericht erzählt weiter von Geschick und wechselndem Erfolg, von Ausbreitung in „Neu Braunschweig“ und „Nova Scotia“, „Zerstörung“ der Arbeit der Ordensmänner durch Apalachenrebellion und Sklavenjagd unter den Christen. Zu jeder dieser Äußerungen hätte die gegenwärtige Kirchengeschichtsschreibung einen anderen Zugang. Die Zahl der 15 toten Missionare verblasst im Vergleich zur Zahl der Einheimischen, die an den von den Missionaren mitgeschleppten Krankheiten gestorben sind. Ebenso ist die Namensgebung nach europäischen Städten mit dem Präfix „Neu-“ heute problematisch, allein die Verdeutschung von nicht-deutschen Ortsnamen ist heute heikel, weil sie als Löschung der einheimischen Kultur verstanden wird.

Bei neuzeitlicher Mission steht das Wirken der Orden im Vordergrund, daher ordnet unser Atlas den missionarischen Einsatz in geographischen Teilgebieten durch den jeweils missionarisch wirkenden Orden. Wie bei der Beurteilung der „Bekehrung“ der Sachsen als militärischer Einsatz, so erklingen hier die Namen der Franziskaner, Kapuziner, Jesuiten oder Dominikaner als Divisionen, die einen Raum bzw. eine Zeit bekehren.<sup>15</sup> Diese Schule der Missionsgeschichte schätzt eine Missionsinitiative dann als erfolgreich ein, wenn eine hierarchische Verwaltungsstruktur – ein Apostolisches Vikariat, eine Diözese oder gar Erzdiözese – errichtet werden kann. Als Ersatzwort für Mission gilt die schöne Redewendung „das Evangelium bringen“. Grausamkeiten, wenn sie ausdrücklich thematisiert werden, sind Sache der Kolonisatoren. Dieser missionsgeschichtliche Ansatz ist zwar hilfreich und in manchen Aspekten berechtigt, bleibt aber als analytisches System unzulänglich.

Das andere Extrem. die von KriminalhistorikerInnen betriebene Missions- und

mentalierung: Die Geistlichen ließen sich – so der Vorwurf – für die Ausdehnung herrschaftlicher Einflussphären verwenden. Ob Mendikantenorden oder Gesellschaft Jesu, alle hätten ihre Ordensstrukturen für expansionistische Zwecke ausnützen lassen und somit das Charisma ihrer Gründer an das weltliche Geschäft eines Territoriaausbaus verraten. Dabei erkennen die Kleriker nicht oder wollen nicht erkennen, dass das Evangelium bei diesen sogenannten Missionseinsätzen eigentlich sekundär sei. Im Vordergrund stehe die materielle Ausbeutung der konvertierten oder auch nicht-konvertierten Bevölkerung bis hin zur Sklaverei.

Die zwei genannten Zugänge sind grundverschieden. Auch wenn es hier nicht möglich ist, sie im Detail zu vergleichen, so nehmen wir doch ein Problemfeld ins Auge, nämlich das Scandalum der Sklaverei. Sklaverei und arbeitsrechtliche Formen, die ihr sehr nahe kommen, begegnen jedem, der sich mit der aktuellen Missionsgeschichtsschreibung Lateinamerikas beschäftigt. Die von Jesuiten betriebenen Reduktionen in Paraguay und der portugiesische *Padroado* betrüben uns, weil sie an die Sündhaftigkeit der Menschheit erinnern. Geistliche, die sich am Sklavenhandel beteiligen, auch wenn er in der Weltanschauung ihrer Zeitgenossen als legitim galt, können nur wenig von der Botschaft des Evangeliums verinnerlicht haben. Um als Kirchenhistoriker damit umzugehen, müssen wir aber über die Grausamkeit der Sünde hinaus schauen, das Phänomen in einem größeren Zusammenhang beleuchten und schließlich anerkennen, welchen Einfluss das Christentum auf die Abschaffung der Sklaverei hatte.

Die Geschichte der Sklaverei ist sehr, sehr lang. Diese grausame Einrichtung wurde auf jedem Kontinent, von Menschen beinahe aller Völker, in allen Epochen der Menschheitsgeschichte betrieben, und zwar bis auf den heutigen Tag. Die geschichtswissenschaftliche Reflexion über die Sklaverei übersieht meist, wie es zur (mindestens legislativen) Beseitigung dieser grausamen Institution gekommen ist. Es waren christliche Europäer, die den Kampf gegen die Leibeigenschaft geführt und zum großen Teil gewonnen haben. Menschen aus allen Völkern (natürlich auch katholische Gläubige und leider sogar Priester) waren Nutznießer der Sklaverei, aber nur im christlichen Abendland wurde die Sklaverei zum moralischen Problem. Auch wenn es Jahrhunderte bis zur Abschaffung gedauert hat, kam der Impuls zur Beendigung von den Christen; bereits die Benediktsregel (verfasst um 550) ordnet an: „ob Sklave oder Freier, in Christus sind wir alle eins“, und erlaubt somit dem Abt, Novizen aus dem Sklavenstand in gleicher Weise in die Gemeinschaft einzugliedern wie Adelige.<sup>16</sup> Im heutigen Gespräch zum Thema Mission und Sklaverei präsentiert sich die Ironie immer wieder: Die Nachkommen europäischer Christen,

Sklaverei wird von den meisten Menschen als rassistisches Phänomen verstanden; populäre Medien greifen die nord- und südamerikanische Ausbeutung der aus Afrika importierten Sklaven auf und erwecken somit den Eindruck, dass Menschen mit heller Hautfarbe jene mit dunkler Hautfarbe exploitiert hätten. Dabei ist der Sklavenhandel in Afrika auch von Afrikanern betrieben worden. Europäische Christen waren und sind von der Geisel der Sklaverei genauso gefährdet, wie etwa Afrikaner oder Latinos. Eine Studie aus dem Jahr 2003 kommt zum Ergebnis, dass in der Zeit von 1500 bis 1800 eine Million überwiegend christlicher Europäer als Sklaven im Besitz nordafrikanischer Muslime waren.<sup>17</sup> Sogar im 19. Jahrhundert, als die Sklaverei in den Vereinigten Staaten 1863 verboten wurde, setzte sich der Sklavenhandel in Ägypten bis 1883 und darüber hinaus fort; wiederum waren auch Europäer unter den Sklaven.<sup>18</sup>

Wenn wir die Entwicklung der lateinamerikanischen Kultur vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart überblicken, so erweist sich das Christentum als ein bedeutender Stabilitätsfaktor, vielleicht sogar die kulturelle Konstante schlechthin. Im Verlauf der Kolonialzeit, des Nationalismus und schließlich während der blutigen und ausgesprochen antiklerikalen Auseinandersetzung mit Faschismus und Kommunismus hätte der christliche Einfluss doch immer schwächer werden müssen, dennoch blieb der Glaube an Jesus Christus in den meisten lateinamerikanischen Kulturen prägend. Vor diesem historischen Bogen erscheinen die eingangs kritisch erwähnten Fragen der Hygiene, des Arbeitsrechtes, und der politischen Positionierung einzelner Missionsorden als berechtigte Detailstudien, sie dürfen aber offensichtliche geschichtswissenschaftliche Urteile nicht vernebeln.

### Krieg als rhetorisches Stilmittel und religiöses Symbol

Die Botschaft Jesu Christi steht eindeutig als Aufruf zu Frieden und Gerechtigkeit da, darüber kann es kaum Zweifel geben. Dennoch bleibt ein Vorwurf aufrecht und legitim: Ein großer Anteil christlicher Missionsinitiativen hat Gewalt mindestens zum Teil eingesetzt, und fallweise sogar mit Kalkül. In diesem Zusammenhang treten die Kreuzzüge oft als Vorwurf in Erscheinung. Der Begriff „Kreuzzug“ ist inzwischen in seiner historischen Faktizität verschwommen, er gilt nun allgemein als die Anwendung militärischer Gewalt unter mittelalterlichen Christen mit einem politisch-imperialistischen Akzent. Er mutiert zu einem Gesamtvorwurf.

Seit den 1970er Jahren ist der Diskurs über Kreuzzüge polemisiert worden, aber bis dorthin war der Ausdruck noch als lobende Umschreibung für hochherzige

Initiativen salonfähig, dafür gilt als Beispiel der unter Papst Pius X. gegründete Eucharistische Kinderkreuzzug zur Förderung des Kommunionempfangs<sup>19</sup> oder die 1951 in Kalifornien gegründete Campus Crusade for Christ<sup>20</sup>, eine freikirchlich-protestantische Einrichtung für Universitätsseelsorge, die heute floriert und ihren Namen nicht geändert hat. Die unterschiedliche sprachliche Einsetzung des Kreuzzug-Begriffs auch für idealistische Unternehmungen unter gebildeten Christen zeigt bald auf, dass es hier nicht um militärgeschichtliche Termini geht, sondern um eine geistliche Anwendung kämpferischer Ausdrücke, die näher untersucht werden müssen.

Im Alten Testament ist militärische Symbolsprache für den Heilsweg des Volkes Israel weit verbreitet. Die Streitkräfte des Herrn „überfallen die Stadt, erstürmen die Mauern, klettern an den Häusern empor, steigen durch die Fenster ein wie ein Dieb. Die Erde zittert vor ihnen,<sup>21</sup> um nur eine Stelle zu nennen. Im Neuen Testament hört die Gewaltsymbolik nicht auf: Jesus vertreibt die Händler aus dem Vorhof des Tempels<sup>22</sup> und spricht auf beunruhigende Weise: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.“<sup>23</sup>

Hätte Jesus Gewalt bei der Missionierung zugelassen oder an einem Kreuzzug teilgenommen? Die allermeisten Bibelstellen antworten mit einem deutlichen „nein“. Aber militärische Parabeln waren dem Gottessohn geläufig, und von Gewalt ist in seinen Lehrgesprächen gelegentlich die Rede, wenn meist zweideutig und nie im Sinne einer unmissverständlichen Aggression. Ein schillerndes Jesuswort dieser Art ist Lk 22,36 ff.: „Wer aber kein Geld hat, soll seinen Mantel verkaufen und sich dafür ein Schwert kaufen. Ich sage euch: An mir muss sich das Schriftwort erfüllen: Er wurde zu den Verbrechern gerechnet. Denn alles, was über mich gesagt ist, geht in Erfüllung. Da sagten sie: Herr, hier sind zwei Schwerter. Er erwiderte: Genug davon!“ Die exegetische Beschäftigung mit der Stellen ausklammernd, sei hier nur auf eine Auslegungstradition hingewiesen, die im „Es ist genug!“ Jesu Zustimmung zur Rüstung sieht; Jesus will zwar seine eigene Verhaftung und Hinrichtung nicht durch Gewalt verhindern, erlaubt aber das Tragen von Waffen. In Mt 8,10 bewundert Jesus einen Soldaten, gerade aufgrund seiner Gehorsamsauffassung: „Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemand gefunden“.

Die Waffenrüstung Gottes in Eph 6,13-17 ist deswegen ein so effektives rhetorisches Stilmittel, weil die Kriegsmetapher dem frühen Christen allgemein geläufig war. Der Kirchenhistoriker von heute könnte zwar den Einwand erheben, dass diese Kriegsmetapher für spätere Generationen nicht mehr verständlich sein

<sup>19</sup> Klaus TENFELDE, *Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900-1945* München-Wien 1982 S. 347

sollte, denn Jesus habe den Frieden gepredigt, also sollte mit dem Anbrechen seines Reiches eine religiös-militärische Sprache unverständlich geworden sein. Aber der Einwand wäre naiv: Hätten Juden zur Zeit Jesu nicht schon vom Propheten Jesaja gelernt haben müssen, aus ihren Schwertern Pflugscharen zu schmieden und aus ihren Lanzen Winzermesser?<sup>24</sup>

Grundlegend wollen wir in Erinnerung rufen, dass die Priorität des Friedens ein christlicher Grundwert ist, keineswegs aber von anderen Weltreligionen erwartet werden kann. Gräueltaten im Namen der Religion sind bis heute weit verbreitet. Im Christentum gibt es keine Tradition der liturgischen bzw. rituellen Gewalt. In anderen Religionen ist sie weit verbreitet. Stellvertretend für viele grausame Praktiken außerhalb des Christentums sei auf die teilweise religiös motiviert Beschneidung weiblicher Genitalien hingewiesen, die heute in Entwicklungsländern Afrikas praktiziert wird.<sup>25</sup> Religiöse Gewalt geht oft auf die Kosten von Frauen und Kindern. Im Islam finden wir, abgesehen von der ausführlichen Geschichte des religiösen Krieges, eine religiös-fundierte Diskriminierung der Frau in einem für Christen befremdlichen Ausmaß. Nicht nur das Unrecht der Polygamie, sondern das Verbot für muslimische Frauen, nicht-muslimische Männer zu heiraten und vor allem die rechtlich minderwertige Lage der Frau ist bedenklich.<sup>26</sup> Das ist auch eine Form der religiösen Gewalt.

Die historische Analyse steht vor dem scheinbaren Widerspruch: Obwohl Altes und Neues Testament eine ausgeprägte rhetorische Kriegssymbolik beinhalten, steht das Christentum heute als Befürworter des Friedens dar. Die Einsicht zur Friedfertigkeit war zwar nicht jedem christlichen Herrscher (oder Geistlichen) gegeben, aber die allgemeine Entwicklung zur Ablehnung des Krieges zeigt sich doch als unverkennbare Entwicklung der Kirchengeschichte. Zugleich ist die weit verbreitete martialische Rhetorik der Heiligen Schrift eine Erklärung dafür, dass die Begriffe des Agons, einer alle Kräfte beanspruchende Auseinandersetzung, generell auf das religiöse Leben angewendet werden kann.

Religiöse Gewalt muss als menschliches Phänomen verstanden werden, wie René Girards Forschung in den letzten Jahrzehnten festhält: „*Fragen wir: 'Ist diese oder jene Religion gewalttätig oder friedvoll?' , dann weichen wir der Tatsache aus, dass Gewalt von uns Menschen ausgeübt wird. (...) Die Frage der religiösen Gewalt ist deshalb zuallererst eine Frage des Menschen, eine gesellschaftliche Frage und nicht unmittelbar eine religiöse.*“<sup>27</sup> Die gesamthistorische Entwicklung des Christentums fällt jedenfalls eindeutig zugunsten der Friedfertigkeit aus.

<sup>24</sup> Pflugscharen: Jes 2,4. Siegfried MITTMANN, *Waffen und schweres Kriegsgerät*, in: Helmut BURKHARDT – Fritz GRÜNZWEIG – Fritz LAUBACH – Gerhard MAIER (Hrsg.), *Das große Bibellexikon*. Wuppertal-Giessen 1996, Bd 6, S. 2571-2586.

<sup>25</sup> *Journal of Religion*, 71 (1991), 1-2. *Female Circumcision: A Critical Appraisal*, in: *Human Rights Quarterly* 10 (1988),

Aber ist militärische Gewalt nicht doch in manchen Extremfällen die einzig kluge Alternative? An dieser Stelle erwähnen wir den so genannten Gerechten Krieg, der in der Heiligen Schrift, der apostolischen Überlieferung und vom Lehramt der Kirche aufrecht erhalten wird. Im Jahr 1992 hat sogar der Weltkatechismus festgehalten, dass Kriegshandlungen unter strengen Bedingungen vertretbar sind.<sup>28</sup> Ein Christ versündigt sich nicht unbedingt, wenn er sich an einer Kriegshandlung beteiligt.

Die Christen haben sich im 20. Jahrhundert glaubwürdig dafür eingesetzt, Kriege zu verhindern. Die Stimme des Papstes war am Anfang des 20. Jahrhunderts die einzige globale Stimme für den Frieden. Heute ist sie nicht mehr allein; die supranationalen Gemeinschaften<sup>29</sup> sind dazu gekommen. Aber auf welcher Basis? Sie beruhen alle auf dem christlichen Wertefundament. Die aufgeklärte und tolerante internationale Organisation, die manchmal als Gegenstück zur Kirche dargestellt wird, steht schlussendlich auf dem Fundament des als Ebenbild Gottes verstandenen Menschen und entwickelt daraus den Anspruch auf Menschenrechte.<sup>30</sup>

Ein gerechter Krieg passt nicht zum missionarischen Ideal. Heute ermahnt der Vatikan nicht nur zum Frieden, sondern ebenso kräftig zur Religionsfreiheit; von einem militärischen Zwang zur Konversion seitens der Katholiken kann nicht die Rede sein. Im Gegenteil: Christen werden heute oft dazu gezwungen, ihren Glauben aufzugeben. Die Christen sind die meist verfolgte Religionsgruppe unserer Tage. Nach jüngsten Schätzungen sind von den 400.000 Christen in Nordkorea 25 Prozent in Arbeitslagern<sup>31</sup>, um nur ein Beispiel zu nennen.

Das Christentum ist – vor dem Konzert der Weltreligionen betrachtet – ausgesprochen friedlich eingestellt. Als Volksgruppe sind Christen heutzutage eher Opfer als Täter der Gewalt. Dazu kommen die aus der Schule der Nächstenliebe geborenen Initiativen, die die Kirche zur potentesten karitativen Einrichtung des Erdkreises gemacht haben. Wenn die Ausbreitung des Christentums diese Früchte hervorgebracht hat, fragt man sich, warum die gegenwärtige historische Analyse dieser Bewegung so stark auf angeblich von Christen betriebene Gewalt und Ausbeutung fixiert ist. Wie ist der Widerspruch zu erklären?

<sup>28</sup> *Katechismus der katholischen Kirche*, Art. 2309.

<sup>29</sup> Derzeit geläufige Beispiele sind: die Europäische Union, die Europäische Atomgemeinschaft, die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die Comunidad Andina de Naciones und der Mer-

## Zusammenfassung

Nicht jede Anwendung der Gewalt in der Missionsgeschichte der katholischen Kirche war moralisch vertretbar. Die Betrachtung der Sachsenmission und der kolonialen Sklaverei hat uns gezeigt, dass ein militärischer Angriff je nach Zeit und Raum beurteilt werden muss, da die Kulturgeschichte nicht nach dem Maßstab heutiger Idealvorstellungen betrieben werden kann. Es gilt seit der Moderne als allgemein einsichtig, dass Mission und Gewalt nicht zueinander passen. Gerade der andauernde Einfluss des Christentums hat viel zu dieser Einsicht beigetragen.

Eine Auflistung aller begangenen Sünden in der Missionsgeschichte ist weniger hilfreich als eine Gesamtschau größerer Themen. Für Sünden bleiben Einzelpersonen verantwortlich. Auch wenn es klerikale Entscheidungsträger waren, die moralisch schlecht gehandelt haben, so blieb die durch die Zeit pilgernde Kirche nicht lang auf Abwegen. Mächtiger als das Erbe der Sünde ist die christliche Botschaft von der Gleichheit aller Kinder Gottes (*„Gott richtet ohne Ansehen der Person“*<sup>92</sup>). Sie hat sich auf die Mentalitätsgeschichte ausgewirkt, wie sonst kaum eine historische Bewegung.

Frieden und Gerechtigkeit gehen als Ideale aus dem Christentum hervor, aber sie werden nicht immer begrüßt. Ein Beispiel ist die christliche Ehe. Die christliche Ehelehre und damit verbundene Rechtsnormen lassen eine besondere Beziehung zwischen Mann und Frau aufleuchten. Beide sind Abbild Gottes und daher gleichberechtigt. Dadurch verbessert sich die gesellschaftliche Stellung der Frau wesentlich, ihre rechtliche Lage ist innerhalb der Ehe sicherer als außerhalb. Sie erlangt durch das Christentum das Recht, sich aktiv für die Ehe zu entscheiden oder auch nicht. Erstaunlicherweise wird heute die Ehe in säkularisierten Ländern des Westens nicht als Schutz sondern Hemmschuh verstanden. Man will sich von dieser Bindung befreien und bringt dabei einige abschreckende Negativbeispiele aus der Geschichte hervor, um sich zu rechtfertigen. Inzwischen hat sich eine ganz Generation im Westen von der Ehe „befreit“. Die zeitgenössische Entwicklung der Familien zeigt aber, dass sich die traditionellen Ehen besser halten als die nichtbindenden Beziehungen. Bindung führt zu größerer Freude.

Die Mission Apg 2010 findet vor dem Hintergrund der Globalisierung und der Fragmentierung von gesellschaftlichen Strukturen statt. Wie werden MissionshistorikerInnen der Zukunft unsere Zeit beurteilen? Hoffentlich wird man uns überhaupt mit dem „Reizwort Mission“ in Verbindung bringen, denn nicht jede Epoche der Kirchengeschichte ist für interessante Missionsinitiativen bekannt.

werden hoffentlich feststellen, dass die Fehler früherer Epochen im frühen 21. Jahrhundert nicht (oder weniger häufig) vorgekommen sind: Die allzu enge logistische Zusammenarbeit von Missionaren mit militärischen Kräften, die Vernetzung von Wirtschaftsinteressen mit christlicher Verkündigung, die Nachahmung politischer Verhaltensweisen in kirchlichen Hierarchien. Doch die Analyse wird trotz allem feststellen müssen, dass auch im 21. Jahrhundert die Sünde noch nicht abgeschafft wurde und daher Bedauerliches immer wieder geschehen ist und geschehen wird. Daran wird sich nichts ändern; es ständig zu beschreiben und anzuklagen ist vom Forschungsansatz her nicht besonders interessant. Viel aufschlussreicher sind die seltenen Studien, die die Entwicklung und Erstarkung des christlichen Sauerteiges aufdecken.